

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Vollstellungskarte Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 M., für 2 Monate 1,40 M., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tautzstr. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Pettzeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die künftige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tautzstr. 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Wasserrauch und Nakenjammer.

* Leipzig, 4. März.

Aus Berlin schreibt uns unser parlamentarischer B.-Berichterstatter vom 3. März:

Im Reichstag standen heute Fragen der auswärtigen Politik zur Diskussion. Trotz des interessanten Stoffes war das Haus nicht sonderlich gut besucht, nur auf den Bundesratsstraden drängten sich um den Reichskanzler, den Staatssekretär des Auswärtigen und den Kriegsminister die Excellenzen, militärische und civile, in beängstigender Fülle.

Zunächst erledigte man den Etat für die ostasiatische Expedition in zweiter Beratung. Die Kommission hatte hier an den Ausgaben für die von Deutschland in China unterhaltene Besatzungsbrigade fünf Millionen Mark gestrichen, und auch im Plenum fand sich niemand, der hinaufreudig genug gewesen wäre, die Wiederherstellung des Etatsentwurfes der Regierung zu beantragen. Ebenso wenig unternahm man von Seiten der Regierung einen solchen Versuch. Ueberhaupt bildete das Leitmotiv der ganzen Debatte über das chinesische Abenteuer eine gewisse Resignation, die kaum noch bestrebt ist, den Schein des Erfolges zu wahren, und die am liebsten sobald wie möglich aus der ganzen unglücklichen Extravaganz wieder herauskommen möchte. Nur der Alldoische Herr Hassel würde natürlich am liebsten unsere Besatzungen in Petchili und Schanghai noch verwehren.

Eingeleitet wurde die Debatte durch eine diplomatisch gefärbte Rede des Centrumsabgeordneten Herrn von Hertling, der den Wunsch aussprach, das Schlagwort von der „Weltpolitik“ möge jetzt aus der politischen Diskussion wieder verschwinden. In recht kassenämmerlicher Stimmung meinte der Redner, dessen Partei die herrliche Blüte der Weltpolitik erst großgezüchtet hat, eine vollständige Zurückziehung unserer Besatzung aus Petchili sei erwünscht, aber noch nicht thunlich.

Hg. Richter wies treffend darauf hin, daß sich auf die Dauer eine deutsche Besatzung in China gar nicht auf der Grundlage unserer allgemeinen Wehrpflicht werden aufrecht erhalten lassen. Die weiteren finanziellen Konsequenzen des China-Abenteuers beurteilte er recht pessimistisch.

Alle diese Redner — wie später auch unser Genosse Singer — zogen auch das jüngst veröffentlichte englisch-japanische Abkommen in den Kreis ihrer Erörterungen und sprachen übereinstimmend die Ansicht aus, daß deutsche Interessen dadurch nicht berührt würden.

Diese Anschauung gab für den Reichskanzler Grafen Bülow, der jetzt das Wort ergrieff, einen erwünschten Untergrund ab, um darauf seine gleichartigen Ansichten aufzubauen. Auch der Reichskanzler erklärte wiederholt, daß unsere ostasiatischen Interessen, die sich auf die Sicherung des Handels und den Schutz der deutschen Missionare beschränken, durch diesen Vertrag durchaus nicht gefährdet würden. Dabei gebrauchte Graf Bülow allerdings eine scheinbar unauffällige Wendung, aus der man wohl schließen darf, daß England und Japan den übrigen Mächten nicht den ganzen Text des Abkommens mitgeteilt haben. Ueberhaupt hatte man den Eindruck, daß Deutschland bei dieser Angelegenheit, wenn auch nicht geschädigt, so doch stark in den Hintergrund geschoben ist. Der Reichskanzler benutzte natürlich die Gelegenheit, um aus dem Füllhorn seines Wohlwollens auch den Japanern, die bisher noch nicht davon betroffen waren, ein reichliches Maß zu spenden. Ueber die Zurückziehung der ostasiatischen Besatzungsbrigade gab Herr v. Bülow recht unbestimmte Erklärungen ab. Einen ganz unbegründeten Optimismus offenbarte er mit der in frohlichem Tone ausgesprochenen Hoffnung, die auf China verwandten Millionen würden bald nach Deutschland zurückkommen.

Singer führte dem Reichskanzler das Unhaltbare und Widerspruchsvolle seiner Behauptungen deutlich zu Gemüte. Auf der einen Seite der Millionenaufwand für die Weltpolitik, auf der anderen die chinesische Mauer der Hochschützöllnerlei! Mit berechtigter Genauigkeit konnte unser Genosse darauf hinweisen, daß wir das China-Abenteuer von vornherein verurteilt haben.

Darauf trat das Haus, nachdem es den Fünf-millionenabstrich ohne Widerspruch genehmigt hatte, in die Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes ein. Hier standen die Amerikareise des Prinzen Heinrich, die Stellung Deutschlands zum Vorkrieg und die von unseren Genossen eingebrachte Resolution, welche die Regierung auffordert, die unrechtmäßig weggenommenen Befinger astronomischen Instrumente an die chinesische Regierung zurückzugeben, im Mittelpunkt der Debatte. Zwei sozialdemokratische Reden gaben der Verhandlung das Rückgrat, aus der Graf Bülow nicht gerade rühmbedeckt hervorging. Zwischen durch ritt der nationalliberale Hg. Münder-Ferber ein altes Stedenpferd mit der Forderung deutscher Handelskammern im Auslande, ohne vom Staatssekretär von Richthofen eine besonders tröstliche Auskunft zu bekommen.

Nachdem Herr Hassel die von unseren bürgerlichen Spezialkabelkulis mit so pomphafter Reklame ver-

herrlichte Prinzenreise ins Land der republikanischen Dollar Könige mit dem gebührenden Respekt begrüßt, trat Genosse Dr. Gradnauer der byzantinischen Ueberschätzung solcher Brunkreisen, mit denen man heute wirtschaftliche Umwälzungen verbunden wähnt, in kräftiger Weise entgegen. In der That erscheint dieser Personenkultus recht verwunderlich, falls man höflich genug ist, ihn für ehrlich zu nehmen. Eine sehr scharfe Kritik mußte sich dann der Reichskanzler wegen seiner Haltung zum südafrikanischen Kriege gefallen lassen. Unwiderleglich wurde ihm von unserem Genossen nachgewiesen, daß seine kühle Ablehnung jeder Einmischung — sei es „Mediation“ oder „Intervention“ — in direktem Widerspruch stehe zu der auch von Deutschland unterzeichneten Haager Friedensakte, die schon heute wie ein glänzender Insignier Operettenscherz wirkt. Wie kläglich versagte doch hier die sonst überall sich einmischende Weltpolitik! Gradnauer bezeichnete es in seinen sehr klaren und durchdachten Ausführungen als eine Pflicht aller Parteien und der deutschen Regierung, die an der Haager Konferenz beteiligte Signatarmacht England in freundschaftlicher Weise darauf aufmerksam zu machen, daß das Verhalten Englands in Südafrika den Haager Vereinbarungen widerspreche. Er brachte eine Anzahl von Silberberungen des südafrikanischen Glends vor, die den Mangel an Mut in der Wilhelmstraße um so verwerflicher erscheinen lassen mußten.

Dann kam Gradnauer auf die türkischen Mecheleien in Armenien zu sprechen, denen die deutsche Politik ebenso thatenlos zugehört hat, und begründete zum Schluß unsere Resolution wegen der Befinger Instrumente, deren Wegnahme er als einen Verstoß gegen das Völkerrecht charakterisierte. Hierbei zog er sich einen Ordnungsruf des Präsidenten zu; nun hatte leider Graf Gradnauer seinen Worte die betreffende Wendung für die deutsche Regierung kompromittierend zu machen.

Die Antwort des Reichskanzlers Grafen Bülow war teilweise rein negativer Natur, und wo sie etwas sagte, erging sie sich in sophistischen Spifindigkeiten. Sophistisch war es, wie der Kanzler die Befinger Instrumente als ein freundschaftliches Geschenk der chinesischen Regierung hinzustellen sich mühte. Seine gewundene Art bewies nur das Schuldbewußtsein der deutschen Regierung, die nun krampfhaft ihre Beweismittel zu überkaufen sucht. Fast komisch aber ist die Auslassung des Kanzlers, die gute Kaiserin-Witwe würde die Zurückziehung der Instrumente geradezu als eine Beleidigung auffassen. Jedenfalls sollen diese chinesischen Beutestücke bleiben, wo sie jetzt sind, im Park des Preußenkönigs von

Seuiletton.

Abdruck verboten.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

„Gute Nacht — Und schlaf gut!“ sagte Thomsen mit abgewandtem Gesicht.

„Gute Nacht, Manuel!“

„Gute Nacht! Und fröhliches Fest, Schwesterjohn!“ Ein Wagen rasselte durch das Nonnenthor. Es war die Hebamme Fredriksen, die endlich nach Hause kam.

Konsul Mörch verließ jetzt das Bett nicht mehr. Der Herbstregen und die Winterkälte hatten seine letzten Kräfte aufgezehrt. Und zu seinen übrigen Leiden war noch ein Brustkatarrh hinzugesetzt, und nun lag er da und hustete und rang nach Luft, und der Arzt sagte, es würde bald zu Ende gehen.

Wilder gestimmt war aber der Konsul keineswegs. Er schalt und fluchte zwischen den Hustenanfällen, so daß die Krankenpflegerin, Fräulein Lauritzen, die er auf den Befehl des Arztes hatte annehmen müssen, vor Angst bebte. Und sie wäre sicherlich davon gelaufen, wenn sie es dem Verein gegenüber, der sie ausgesandt, gewagt hätte. Selbst das Dienstmädchen, die lange Engeline, die sich im übrigen im Laufe der Jahre eine gewisse Sicherheit in der Behandlung ihres alten, mürrischen Herrn erworben hatte, stand oft ganz verzagt und hilflos da.

Das Schlimmste war ja, daß der Konsul das Rauchen nicht mehr vertragen konnte.

Daß der Arzt es ihm streng untersagt hatte, war ihm einerlei, daran lehnte der alte Mörch sich nicht. Schlimmer war es, daß er jedesmal, sobald er nur die Pfeife angezündet und ein paar Züge gethan hatte, von einem krampfhaften Husten befallen wurde. — Und wenn er dann wieder sprechen konnte, raste und donnerte und fluchte er, so daß die beiden armen, einsamen Frauenzimmer oft vor Verzweiflung weinten.

Die Stadt kümmerte sich nicht weiter um Konsul Mörch. Sie ließ ihn liegen. Er war längst aus der Reihe der Lebenden ausgeschieden. Und dann kam ja freilich noch der Umstand hinzu, daß der Mann niemals populär gewesen war. Im Gegentheil: mürrisch und unumgänglich und sparsam bis zum Geiz, hatte er sich stets zu allem und zu allen in Opposition gestellt. Die Männer hatten ihn nur notgedrungen aufgesucht, und die Frauen verabscheuten und haßten ihn beinahe, weil er ein roher Patron in seinem Verhältnis zu seiner Frau gewesen war. Man war fast geneigt, ihm seine Krankheit und seine Leiden zu gönnen. Jedenfalls betrachtete man sie als gerechte Strafe des Himmels.

Und nun lag, wie gesagt, Konsul Mörch in seinem einsamen Bett und hatte wohl nicht mehr viele Viertelmeilen bis zu der dunklen Pforte des Todes zurückzulegen.

Da geschah es, daß er eines Tages um die Mittagszeit plötzlich in seiner schlafenden Sprache zu der Pflegerin sagte:

„Ich will mit Zollkontrollleur Smapsted sprechen.“
„Wie heißt, Herr Konsul?“

„Ich will mit Zollkontrollleur Smapsted sprechen, sage ich!“

„Ja, ja, ich will gleich —“

Und Fräulein Lauritzen stürzte zu Engeline in die Küche hinaus: „Der Herr Konsul will durchaus mit jemand sprechen!“

Engeline kam herein:

„Was wünschen Herr Konsul?“

„Ich will Smapsted sprechen!“

„Glauben Herr Konsul nun auch, daß Sie das Hertragen können?“

„Das ist doch wohl meine Sache.“

„Soll ich hinlaufen und ihn holen?“

„Ja natürlich! — Und sage ihm, daß er gleich kommen soll!“

„Ja — aber —“

„Er soll sofort herkommen, sage ich! Mach, daß Du hinkommst!“

Und Engeline mußte ihre Küchenarbeit stehen und liegen lassen und in die Stadt laufen, um den Böllner zu suchen.

Sie fand ihn an der table d'hôte in „Stadt Gammelkjöbing“. Er stand sofort auf und folgte ihr.

Und die ganze Süßstraße geriet in Aufregung, als man die „leibhaftige Bosheit“ an der Seite von des Konsuls Dienstmädchen einherwandern sah.

In dem großen, leeren Krankenzimmer herrschte Dämmerung. Das dem Bett zunächst gelegene Fenster war verhängt. In dem anderen Fenster saß Fräulein Lauritzen und häkelte.

Ein helles Feuer flammte im Ofen. Und das Fräulein war über ihrer Arbeit eingetaucht. Sie mußte im Laufe des Tages hin und wieder einmal heimlich